Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 14 (1938-1939)
Heft: 2

Artikel: Die Bürgschaft
Autor: Fux, Adolf
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-1066794

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 11.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Die Bürgschaft

Erzählung von Adolf Fux

Illustration von
H. Tomamichel

Eine ergreifende Erzählung des Walliser Dichters und Försters Adolf Fux, von dem im Schweizer Spiegel Verlag die beiden Novellenbücher «Land unter Gletschern» und «Unseres Herrgotts verschupfte Lehensleute» erschienen sind.

Obschon das Schicksal seit vielen Wochen wie ein geschärftes Schwert unabwendbar über ihrem braunen Scheitel hängt und sie Zeit gehabt hätte, sich mit diesem Zustand vertraut zu machen, bricht Kresenzia Rufiner wie eine hinterhältig überfallene Kreatur Gottes zusammen, als sie das vom Briefträger unter der Haustüre hereingeschobene Amtsblatt auflesen will. Nachdem die sie tief und lang umfangende Schwärze auseinanderwölkt und die bleierne Schwere sich von ihren Gliedern hebt, wankt sie in die

Stube und sucht im Amtsblatt nach dem, was unvermeidlich darin stehen muss: die Versteigerungs - Bekanntmachung ihrer Liegenschaften. Auf anderthalb Seiten sind sie angeführt, die vierundzwanzig Äcker, die neunzehn Wiesen, die acht Weiden, dazu drei Rebstücke und der Garten. Doch damit nicht genug. Wie eine schmerzhafte Litanei geht es weiter: ein Drittel Haus, Stall und Scheune im Glu, der Drittel eines andern Hauses in der Wiesti, Stall und Scheune auf dem Tatz, zwei Kornstadel, fünf Guldi Kehrwasser und neun Pfennige Alprechte. Ihre von der Rhoneebene bis zur Baumgrenze über die ganze Bergschaft zerstreuten Besitzungen, hier im Amtsblatt kommen sie ordentlich zusammen, sind genau bezeichnet, numeriert, gemessen und bewertet. Jeder Kauflustige kann herausfinden, dass ihre beste Wiese fast vierhundert Quadratmeter misst und mit hundertsiebzehn Franken eingeschätzt ist. Und wer nur über einen Fünfliber oder einen Kredit in dieser Höhe verfügt oder dafür einen Bürgen aufzutreiben vermag, kann immer noch auf drei ihrer kleinsten Äcker spekulieren, während dagegen die fünf Guldi Kehrwasser fast soviel gelten als die Häuseranteile, Ställe und Stadel. Weil von den fünfundfünfzig Grundstücken nur sechs eine Schatzung aufweisen, die hundert Franken übersteigt, und die beiden Häuserdrittel und die andern Gebäulichkeiten mitsamt den Wässerwasser- und Alprechten nicht tausend Franken gelten, wird der Witfrau Kresenzia Rufiner geb. Kalbermatten, Gattin einst Johann Josef — — —, auch die hinterste Spanne Boden und die letzte Schindel versteigert, auf dass die Bank, bei welcher ihr Mann selig eine Bürgschaft von sechstausend Franken eingegangen ist, damit sein Jugendfreund das Land um ein unrentables Hotel bereichern könne, keinen Verlust erleide. Kurz bevor die Bank nach dem Bürgen griff und die dem Schuldner gegenüber geübte Langmut und sträfliche Nachsicht in Härte und Unnachgiebigkeit verwandelte, ist ihr Mann in Holzschuhen auf vereisten Wegen in die Laubinen hinaufgegangen und dort, wo bereits ein morsches Totenkreuzlein steht, ausgeglitscht und zu Tode gefallen. Und seither ist das Unglück nicht mehr von der Hausschwelle gewichen, hat Kresenz auf allen ihren Wegen verfolgt. Auf der Bank im Städtchen begegnete sie höflichen Herren, aber keinem Erbarmen. Der Mann hat die Bürgschaft unterschrieben. Er ist tot. Seine Unterschrift lebt und gilt. Das Vermögen haftet für sie. Die Herren tun nichts Ungesetzliches, wenn sie die Schuld des verlumpten Hoteliers beim Bürgen eintreiben. Dieser furchtbar kurzen und geraden Logik kann eine Bäuerin, die zwar helle Augen hat wie über Lazulith fliessendes Bergwasser, nichts entgegenhalten. Erst am Abend, als sie am Bett ihres einzigen Bübleins sass und dessen halb in den Schlaf gemurmeltes Gebet in einen krausen Satz auslief und verstummte, kamen zuerst die Tränen und dann die rechtfertigenden Worte. Aber auch der Betreibungsbeamte, der bald nachher vom Tale heraufstieg und mit seinem Erscheinen der Witfrau Rufiner im Konsum den Kredit abschnitt, war ein höflicher Herr. Er hätte es vorgezogen, mit der jungen wohlgewachsenen Witwe zu scherzen, statt eines Amtes zu walten, welches nach jenem des Henkers am wenigsten Dank einbringt, so einträglich und notwendig es auch sein mag. Er musste seiner Pflicht genügen, und nun ist es so weit. Kresenzia Rufiner wirft ihrem Manne keinen Stein aufs Grab, so gross seine Untreue durch diese verhehlte Bürgschaft ihr und dem Kinde gegenüber auch gewesen ist, eine Untreue, die sie vor den Leuten nur als Schwäche erwähnt, die aber gerade in dieser Schwäche bestanden hat. Wäre seine Liebe so gross und stark und selbstverständlich gewesen, wie die ihre es immer noch ist, er hätte sich nicht zu dieser Unterschrift verleiten lassen. Er konnte dies nur in einer Stunde tun, da ihr und des Kindes Bild für ihn nicht mehr vorhanden war, in einer Stunde gänzlichen Vergessens, in einer Stunde der Betörung und Sinnlosigkeit, in einer

verwünschten, vielleicht vom Wein und verführerischen Worten berauschten Stunde, wie sie von Ausbeutern absichtlich herbeigeführt wird.

Ob dem vielen Kummer hat Kresenzia nun selbst vergessen, dass sie das Büblein bei der Schwester abholen muss, wo sie es tagsüber in Hut gegeben hat, um ungestört der Arbeit nachgehen zu können. Eiligst begibt sie sich an das andere Dorfende, wo die Schwester wohnt. Auch die weiss bereits um die Veröffentlichung im Amtsblatt, wie es wohl schon alle im Dorfe wissen und im Amtsblatt, bei dessen Lesen die Nächstenliebe aufhört, mit zerarbeiteten Fingern jenen Zeilen nachfahren, die ihren Bodenhunger am stärksten aufstacheln und zu weitgehenden Erörterungen mit den Familienmitgliedern Anlass geben. Noch vor dem Eindämmern sind jene unterwegs, die nicht den kleinsten Acker ersteigern möchten, doch im Augenblick nicht einmal im Schnupftuch etwas Bargeld eingeknüpft haben, geschweige denn, dass solches bei ihnen auf der hohen Kante läge. Vor der Türe des Posthalters treffen gleich drei Männer zusammen, die sich den Vortritt streitig machen und schliesslich wie ein einziger Wurf vor dem mächtigen Posthalter stehen und ihre Begehren durcheinander schwätzen. Der Posthalter, selbst das Amtsblatt in der Hand, gibt ihnen nur eine Antwort, eine für alle drei gleich viel bedeutende gemeinsame Verneinung, welche die Gesuchsteller wie auf Kommando an die Bärte greifen und kehrtmachen lässt, damit keiner beim Pfarrer einen Vorsprung habe. Nein, der Posthalter kann kein Geld ausleihen, obschon er das grösste Einkommen hat im Dorfe. Nein, diesmal kann er es nicht tun. Er hat auch seine Pläne. Er weiss genau, wo Rufiners Parzellen an sein Eigentum stossen. Überall dort möchte er die Grenzpfähle umlegen und abrunden. Und weil ihm zum sechsten Kuhrecht auf der Alp noch einige Pfennige fehlen und man an diesen trockenen Hängen nie genug Wässerwasser hat, kommt ihm die Versteigerung gelegen. Darum hat er kein überflüssiges Geld. Und hätte er es, er gäbe es nicht her. Die Gefahr der Überbietung ist der Bodenknappheit wegen sonst schon gross genug, ohne dass die Leute noch mit Bargeld klimpern können. Der Posthalter dagegen kann rechnen. Würde er nicht um Geldentwertung und Verluste bangen, liesse er gern andere den Boden kaufen und gäbe ihnen das Geld dazu; denn, was ein Bauer verzinst, bringt auch der fetteste Acker nicht ein. Aber den Zeiten ist nicht mehr zu trauen. Nur die Erde ist zuverlässig. Als die drei Geldsucher zum Pfarrer kommen, sitzt dort einer ihresgleichen und hat ebenfalls einen langen Bart. Nun geht es im Sturmschritt zum Lehrer, dem einzigen im Dorfe noch in Aussicht stehenden Nothelfer. Mit einem Hefte verbirgt dieser das auf dem Tische liegende Amtsblatt und macht mit einer fromm verlegenen Miene die Hoffnung der Bauern zuschanden. So bleibt nur mehr der Gang ins Tal übrig, wo bei genügender Bürgschaft genug Geld aufzutreiben ist.

Unterdessen versucht Kresenzias Schwester ihre unvermögende Hilfsbereitschaft mit armen, unsichern Worten zu verbrämen. Kresenzia findet das überflüssig. Sie erträgt es schon, dass man offen ausspricht, was ihr kein Geheimnis ist. Sie erwartet von der Schwester und ihrem Manne keine Hilfe, die für sie untragbar wäre. Es genügt, wenn ein Herdfeuer erlischt und sie und ihr Bub obdachlos werden. Damit wird der Bürgschaft genug geopfert. Auf der Türschwelle sitzt unbekümmert das Kind, hält als die grösste ihm heute zuteil gewordene Kostbarkeit eine leere Schnekkenschale in der Hand und flüstert das im ersten Erwachen begriffene Träumen seines Seelchens in sie hinein. Doch der holperige Heimweg schüttelt ihm die Schale aus der Hand und lässt sie auf einem harten Steine zerbrechen. Darüber ist die Mutter im Augenblick kaum weniger trostlos als der Kleine, der bis zum Einschlafen mit seidigem Stimmchen bettelt: « Schnäggehüsi, Schnäggehüsi! » und sich gegen das schwere Sinken der

goldbraun bewimperten Lider sträubt, weil er die Hoffnung noch nicht aufgegeben hat, die Mutter erfülle ihr Versprechen und bringe ihm ein Schneckenhäuschen.

Du armer Brosli, wie sollte deine Mutter noch an dies dir zur Beruhigung gegebene Versprechen denken können, derweil sie am offenen Fenster sitzend in die nachtschwarze Ferne schaut, darin sie mit dir heimatlos herumirren wird, weil dein Zeuger eine Bürgschaft eingegangen ist. An der Hand deiner Mutter gehst du bald die Strassen entlang, gehst dorfein und gehst dorfaus, weil eine Magd mit Kind Misstrauen erweckt. Brosli, Brosli, vielleicht hast du Glück, dass irgendwo an einem Dorfausgang ein einsamer Bauer unter einem alten Nussbaum am Zaune steht, gleichsam eingekeilt zwischen der leeren Stube und der offenen Welt, so von seinem Blut in die Enge getrieben, wie dir Gleiches widerfahren kann, ehe tausend Wochen um sind. Es steht mancher Nussbaum im Lande herum, der für Enkel gepflanzt worden ist, und deine Mutter ist noch jung wie das Jahr vor der Sommersonnwende und hat nichts verbrochen, wofür sie bis zu ihrem Ableben zu büssen hätte. Und obwohl es Städte gibt, darin Waschfrauen gesucht und so entlöhnt werden, dass zwei Menschen in einer Mansarde wohnen, am Sonntag gezuckerten Reisbrei essen und auf dem Fensterbrett in einem Blumentopf Samen keimen lassen können, wird deine Mutter möglicherweise am Zaune stehen bleiben und des Bauern Frage nach dem Wege beantworten, ohne ihr Gesicht mit der Hand zu verdecken. Du wirst dich nicht dagegen wehren, kleines Närrchen; denn du bist hungrig wie die Mutter und hast in der vergangenen Nacht in der offenen Scheune fast so gefroren wie sie. Du wirst vor der Mutter in das fremde Haus eintreten, und die dir vorgesetzte Milch wird dir das Bäuchlein wärmen. Du hast Glück, kleiner Brosli! Die meisten Kinder ausgepfändeter Witwen kommen zu Verwandten, die selbst Kinder haben, oder sie wandern ins Waisenhaus, wenn nicht in noch grösseres Elend. Ja, es wäre ein Glück, Brosli, wenn ihr Wurzeln schlagen könntet und der Bauer bei sinkender Nacht nicht mehr am Zaune stehen müsste. Alle deine Vorfahren sassen auf eigener Scholle, Brosli; wurdet ihr nun auch einer Bürgschaft wegen davon vertrieben, so gehörst du doch zu jenen, die abdorren und Sinn und Mass für das Leben verlieren, wenn sie die Welt nicht mehr von einer Ackerfurche aus betrachten können. Nicht jeder Bauer, der am Zaune steht, hat ehrliche Absichten. Und vielleicht steht überhaupt keiner da. Aber ihr werdet doch die Landstrasse entlang und durch viele Dörfer gehen müssen. Mögen die Preise bei der Versteigerung auch emporschnellen und die Mutter überdies beim Vermarkten des Viehstandes standhaft bleiben, so wird nach Deckung der Bürgschaft und der Hypothek, welche älter ist als die Bürgschaft und im ersten Range steht, kein Vermögen mehr übrig bleiben. Wenn ihr dann beide mit verweinten Augen und abgemüdet der Landstrasse entlang geht, kann es sein, dass sich hinter einem Busche plötzlich ein Scherenschleifer oder ein Korbflicker aufrichtet. Die sehen auch gelegentlich nach Frauen aus und verachten Kinder nicht, welche sich in zerrissenen Kleidern auf den Bettel schicken lassen, wenn das Geschäft schlecht geht. Scherenschleifer und Korbflicker haben zufällig ein gutes Herz, treiben fast jeden Tag irgendwie ihre Brot- und Wurstration auf, führen nicht selten eine Handharmonika mit sich und wissen sich in warmen Sommernächten hinter jeder Haselstaude häuslich einzurichten. Und du und deine Mutter, was seid ihr schon? Grundehrliche Bauersleute — gewesen, jetzt aber Heimatlose, die bereits an hundert Türen abgewiesen, von vielen Hunden verbellt worden sind und denen sich hinter dieser Haselstaude die erste Hand entgegenstreckt, um euch so lang festzuhalten, bis ihr von der Landstrasse gezeichnet seid und die Mutter nicht einmal mehr in der Stadt Arbeit findet, weil die feinen Leute be-

fürchten, sie liesse nebst dem Imbissrest für das Kind noch ein besseres Wäschestück mitgehen, da sie persönlicher Erfahrungen wegen leicht annehmen, Gelegenheit mache alle Leute zu Dieben.

Und die Zeit vergeht. Immer mehr der alternden Mädchen und auf sich angewiesenen Frauen werden deiner Mutter bei der Arbeitsuche den Rang abzulaufen trachten. Ausserhalb jeder Gemeinschaft und Freude lebt ihr. Zufällig einmal magst du am Rand eines Volksfestes stehen und auf deinen Beinen, die wie Stelzen aus den allzu kurzen Hosenröhren hervorwachsen, hin- und hertreten, während in deinem Gesicht, das längst nicht mehr so rundlich und weich ist wie heute, eine Runzel zu spielen beginnt, ein Kerb sich über das rechte Auge hinzieht, der sich vertieft und verlängert. Zu dieser und jener Frage, die dein Inneres beschäftigt, kommt eine neue, schwerwiegendere, unergründlich beängstigende Frage. Du wächst nach verschiedenen Seiten, in die Höhe und in die Tiefe, ohne behäbiger zu werden. Aber du wächst. Du tust gut daran, zu wachsen, weil deine Mutter in jener Zeit stark über des Sommers Mitte hinaus sein wird und sich beim ewigen Herumziehen schon gern auf des Sohnes Schulter stützt.

Brosli, kleines, in purster Unschuld ruhendes Kind, dein und deiner Mutter Leben sind so schwer mit des Vaters Bürgschaft belastet, dass du einem grauen Morgen entgegenschläfst, Brosli, Brosli!

Kresenzia Rufiner harrt aus bis ans Ende. Sie setzt sich während der Versteigerung in die Wirtsstube, hoffend, mit ihrer Gegenwart einer Schleuderei vorzubeugen. Sie hört den Weibel jedes ihrer fünfundfünfzig Grundstücke ausbieten, sieht im Geiste genau Grenze und Grösse jedes Ackers, jeder Wiese und Weide, sie hört die Namen ihrer Hausenschaften fallen, hört einen Bauern die Schatzung bieten und den Weibel wiederholen: «Die Schatzung ist geboten, wer bietet mehr?» Der Posthalter bietet mehr und der Lehrer und dieser und jener, und dann ist es in manchem Falle wieder der Posthalter. Aber es werden geringe Aufgebote gemacht. Die Steigerungslust ist klein. Die für jedes ausgebotene Grundstück angezündeten, bleistiftdünnen, halb fingernagelhoch zugeschnittenen und auf eine aufrecht stehende Messerspitze gedrückten Kerzenstummel können ruhig niederbrennen, ohne dass bei ihrem letzten Ausblacken noch hastige Aufgebote erfolgen. Seit vier Wochen fiel kein Regen, die Viehpreise sinken, die Jugend findet nur spärlichen Verdienst, und das Geld ist rar. Das bedrückt die Leute. Und doch wird alles versteigert, alles.

Mit zitternden Lippen stürzt Kresenzia das ihr vom Posthalter gebotene Glas Wein hinunter und verkauft ihm eigenmächtig das Vieh, um auch dieses Geld dem Betreibungsbeamten einzuhändigen, damit alles geregelt werden könne. Jetzt darf sie gehen. Sie geht zum Friedhof, kniet am Grab ihres Mannes nieder, zieht ein leinenes Säcklein aus ihrer Rocktasche, darin sich eine Handvoll Roggensamen befindet, und schüttet etwas Erde dazu, die sie vom Grab ihres Gatten nimmt. Nachdem sie darüber ein Kreuz geschlagen und noch bei fünf andern Grabhügeln niedergekniet ist, geht sie zu ihrer Schwester, der sie das Kind in Hut gegeben hat und wo sie die letzte Bergnacht verbringt.

Vor Tag schon verabschiedet sie sich dann von ihrer Schwester und deren Mann und Kindern, die alle das gleiche wiederholen: «Behüt dich Gott und schreibe bald!» Dann geht sie mit Brosli, der sich den Schlaf noch nicht ganz aus den Augen gerieben hat und zu jung ist, um zu erfassen, was geschehen ist, den Berg hinunter. Sie gehen langsam und bleiben öfters stehen, damit die Mutter noch dieses und jenes am Wege liegende Grundstück, das ihnen nicht mehr gehört, überschauen kann und Brosli mit seinen noch unfertigen Schrittchen nicht zu sehr ermüde. Dann gehen sie wieder. Ein stetes Gehen ist das nun, kein Kommen mehr. Sie gehen den Bergweg hinunter, der beim hölzernen Wegkreuz in die Landstrasse mündet.